

inen Schiedspruch in Lohnfragen berieten, in großen Scharen randalliert. Da die Massenunruhe einen bedrohlichen Charakter anzunehmen drohte, mußte die Schutzpolizei eingreifen, und es wurden ein paar Rammhämmer verlegt und ein paar andere festgenommen, bald darauf aber, bis auf einen, der sich besonders wild gebärdete hatte, wieder freigelassen. Das alles ist von gewisser Seite in maßvoller Weise hart aufgefaßt worden — man sprach von Toten und Schwerverwundeten —, und die städtischen Arbeiter verlangten durch ihre Funktionäre, daß der Polizeipräsident gegen das „provokatorische Verhalten“ seiner Leute, soll heißen der Polizei, in schärfster Weise Stellung nehme. Und allbieweil und finstern er das nicht getan hat, müssen die Berliner zur Straße im Finstern sitzen, wenn sie nicht brauchen, zu Fuß laufen, wenn sie fahren möchten, und sich mit lotter Mähe begnügen, wenn sie Luft veratmen, etwas Warmes zu essen. Da aber ja auch die streifenden Arbeiter selbst zu den Berlinern gehören, kann man die ganze Aktion sozusagen als eine Art Selbstgeißelung bezeichnen. Es ist nur ein Glück, daß die Berliner Welt schon nach 24 Stunden wieder ins Lot kommt, denn die Herren dieser Welt hätten ebenso gut befehlen können, daß die Berliner für den Sturz ihres Polizeipräsidenten 24 Tage oder 24 Monate lang zu bestrafen seien.

Zuerst blieb es, daß die Kampauf der städtischen Arbeiter durch Extrararbeit der Technischen Nothilfe ausgeführt werden sollte, aber es wurde nichts daraus. Man war offenbar der Meinung, daß sich eine solche Kraftanstrengung wegen der lumpigen 24 Stunden nicht erst lohne.

## Unsere Saaten.

Starker Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland.

Der vergangene kalte Winter mit seinem Gefolge von ebenso unwirklichen sog. Frühlingstagen macht sich auf unseren Feldern natürlich recht deutlich bemerkbar. Wir haben lange nicht einen Winter seinesgleichen gehabt. Schon Anfang November trat nach mehrstägigen Regenfällen und Schneetreiben Frostwetter ein. Mit kurzer Unterbrechung dauerte das bis Mitte Dezember, vielfach sank das Thermometer auf 18 Grad Kälte. Dann folgte vierzehn Tage lang wärmeres, jedoch meist stürmisches und regnerisches Wetter, worauf eine zweite, ganz außerordentlich scharfe Frostzeit von sechs Wochen einsetzte. Wir hatten ganz allgemein über 20 Grad Kälte, im Osten bis zu 30 Grad. Die Schneedecke war im Osten ausreichend, im Westen dagegen reichte sie nicht aus. Die steigende Sonne schmolz sie am Tage weg, so daß die Saaten in den eisigen Nächten schupflos waren. Mitte Februar wurde es etwas wärmer und im März sogar schon sommerlich, kühlte aber dann wieder stark ab. Es gab noch einen unangenehm kalten Nachwinter, der auch den ganzen Aprilmonat über andauerte und wohl auch noch bis Mitte Mai dauern wird.

Die Niederschläge waren im allgemeinen reichlich, was nach der Dürre des vergangenen Sommers äußerst erwünscht war. Besonders in Süddeutschland, wo es so im Schwarzwald bis in den April hinein starke Schneefälle gab, ist man mit der Durchfeuchtung des Bodens zufrieden, während in Mitteldeutschland und Westdeutschland stellenweise noch mehr Schnee und Regen vertragen worden wäre. Der kalte Winter dürfte die im Vorjahre massenhaft aufgetretenen Feldmäuse stark vermindert haben, wenigstens sind die Klagen über diese Schädlinge ziemlich überall zurückgegangen. Ebenso dürften die Obstschädlinge etwas von der Kälte abbekommen haben. Dagegen wird in Westdeutschland schon über Krähenplage geklagt.

Leider hat der kalte Winter die Feldfrüchte stark mitgenommen. Norddeutschland hat mehr gelitten als Süddeutschland. In Bayern, Württemberg und Baden sind die Saaten gut durch den Winter gekommen, während aus Norddeutschland fast nur Klagen gehört werden. Die Auswinterung ist stark, besonders im Weizen. Roggen hat sich besser gehalten. Gerste, Acker, Raps weisen große Verluste

auf. Infolge der großen Trockenheit des Herbstes waren die Saaten erst wenig entwickelt und befruchtet, als der frühe Winter eintrat. Auch die Kartoffeln in den Meiden und Kellern sind ziemlich erheblich von Frost beschädigt worden. Vieles sind sie trotz guter Eindeckung in den Meiden zum Teil von unten heraus erfroren, weil der Boden bis in einer Tiefe von anderthalb Metern Eis aufwies. Dieser Frostverlust an Speise- und Saatkartoffeln ist nun so fühlbarer, als der Ernteverlust beträchtlich nur mäßig war.

Die gute Durchfeuchtung des Erdbodens läßt für die neuen Saaten, besonders auch für die Kartoffeln, Gutes erhoffen. Die Frühjahrbestellung mit Getreide wurde infolge des schönen Wetters bereits im März begonnen, und in einigen Teilen Süddeutschlands gelang es sogar, sie in einem Zuge zu Ende zu führen. Meistens aber zwang der wieder eintretende starke Nachwinter zu einer Unterbrechung der Arbeit, bis das Wetter sich allmählich wieder erwärmte.

Agricola.

## Steigerung des Bodenertrages.

Heranführung und Verteilung künstlicher Düngemittel.

Die geforderte und notwendige Erzeugungsteigerung unserer Landwirtschaft ist fast lediglich eine Frage zur Erhöhung der pflanzlichen Produktion. Diese Erhöhung kann nicht nur die Einfuhr von vegetabilischen Lebensmitteln vermindern, sondern auch durch vermehrte Erzeugung von Futter zu einer Vermehrung und Verbilligung der tierischen Erzeugung führen.

Die pflanzliche Produktion läßt sich aber nur erhöhen, wenn den Pflanzen genügend Nährstoff zur Verfügung gestellt wird. Drei Nährstoffe sind es vor allem, die dem Boden in Form künstlicher Düngemittel zugeführt werden müssen: Stickstoff, Phosphorsäure und Kali. Diese Nährstoffe können sich bei der Ernährung der Pflanze nicht gegenseitig vertreten; es richtet sich vielmehr die Größe der Erzeugung nach derjenigen Produktionsbedingung, die im geringsten Maße vorhanden ist. Man nennt dies das Gesetz vom Minimum. Erhält beispielsweise eine Pflanze nicht genügend Phosphorsäure, so kann durch eine erhöhte Gabe von Stickstoff- oder Kalidünger die Produktionsmenge nicht vermehrt werden.

Vor dem Kriege wurden die Stickstoffdünger zu Hälfte aus dem Auslande bezogen; auch der überwiegende Teil der Phosphorsäuredünger wurde eingeführt. Nur die Kalidünger wurden restlos im Inlande gewonnen. Jetzt ist Deutschland durch die gewaltigen Stickstofffabriken, die während des Krieges insbesondere für die Munitionsherstellung errichtet wurden, bezüglich der Versorgung mit Stickstoffdüngemitteln vom Auslande unabhängig geworden; auch beim Kali kann die benötigte Menge weitem im Inlande gewonnen werden. Anders bei der Phosphorsäure, wo die heimische Produktion völlig unzureichend ist und auch nicht gesteigert werden kann. Der Einfuhr von Kalkphosphaten aus dem Auslande, die im Inlande dann zu Düngemitteln, nämlich zu Superphosphaten, verarbeitet werden, stehen aber die beträchtlichen Schwierigkeiten infolge der traurigen Finanzlage Deutschlands entgegen. Vor dem Kriege betrug der Wert der Mehreinfuhr von Kalkphosphaten 45 Millionen Mark, was bei dem jetzigen Kursstande der Mark — den Dollar zu 20 Mark gerechnet — 2,7 Milliarden Mark entspricht. Deutschland muß sich daher nothgedrungen in den nächsten Jahren bei den Kalkphosphaten mit einer bedeutend kleineren Einfuhr als vor dem Kriege begnügen.

Es ist nun die Frage, ob durch die Beschränkung in der Phosphorsäuredüngung die Produktionssteigerung der Landwirtschaft gefährdet wird. Nach einem Vorschlag, den der Staatssekretär Hamn des Preussischen Landwirtschaftsministeriums schon vor einiger Zeit gemacht hat, muß gegenüber der Vorkriegszeit in den nächsten Jahren folgender Verbrauch von Düngemitteln, in reinen Nährstoffen gerechnet, erstrebt werden: 1913 verbrauchten wir 195 000 Tonnen Stickstoff, 667 000 Tonnen Phosphorsäure, 536 000 Tonnen Kali. In Zukunft wären jährlich nebenbei

520 000 Tonnen Stickstoff, 300 000 Tonnen Phosphorsäure, 1 Million Tonnen Kali.

Scheint nun aber diese Vernachlässigung der Phosphorsäuredüngung, wie sie hier zum Ausdruck kommt, nicht im Widerspruch zum Gesetz vom Minimum zu stehen? Die Antwort hierauf findet man in dem völlig verschiedenartigen Verhalten der einzelnen Düngemittel im Boden. Der Stickstoff wird vom Boden so gut wie gar nicht festgehalten; die Stickstoffmengen, welche die Pflanze nicht verbraucht hat, gehen verloren, da sie ausgewaschen werden oder sich in die Luft verflüchtigen. Das Kali wird schon weit besser festgehalten; ein Entweichen in die Luft findet gar nicht statt, und auch die Auswaschungsgefahr ist bei weitem nicht so groß wie beim Stickstoff. Die Phosphorsäure schließlich ist im Boden äußerst schwer beweglich. Daher sind die überaus reichlichen Phosphorsäuredüngungen der Vorkriegszeit, die bei dem früher verhältnismäßig niedrigen Preis der Phosphorsäure allerorten gegeben wurden, zum Teil noch im Boden vorhanden.

Heute kommt es also darauf an, den noch im Boden ruhenden Resten an Phosphorsäure der Pflanzenproduktion wieder dienlich zu machen. Dem stehen aber größere Schwierigkeiten entgegen, als die Phosphorsäure im Boden im Laufe der Zeit in eine schwer lösliche Form übergegangen ist. Erfreulicherweise sind gerade in der letzten Zeit durch Untersuchungen die Erkenntnisse von der Phosphorsäureernährung der Pflanzen bedeutend erweitert worden. Durch sachwissenschaftliche Aufklärungsarbeiten wurde der Weg gewiesen, wie jene Erkenntnisse zu verwerten sind. Danach bleibt eine starke Anwendung von Stickstoff und Kali die Möglichkeit zur Mobilisierung der Phosphorsäure, wenn gleichzeitig auch die ganze Betriebsorganisation auf die starke Stickstoff-Kalidüngung eingestellt wird.

Das Düngungsproblem der deutschen Landwirtschaft in der nächsten Zeit ist also: mögliche Ausdehnung der Stickstoff- und Kalidüngung; Einschränkung der Phosphorsäuredüngung, soweit es der Phosphorsäureerreichung im Boden zuläßt. In späteren Jahren wird dann allerdings die Einfuhr von Kalkphosphaten wieder aufgenommen werden müssen.

E. W.

## Nah und Fern.

**Albert Moll's 60. Geburtstag.** Der weitbekannte Berliner Neurologe Dr. Albert Moll, eine Autorität auf dem Gebiete des Epilepsie, der spirituellen Forschungen und der Sexualwissenschaft, vollendete am 4. Mai sein 60. Lebensjahr. Bei besprochen wurde, wie man sich erinnern dürfte, Moll's Sachverständigen Gutachten in dem Prozeß des Mordmörders Peter Gruper.

**Keine Industrienausstellung in Moskau.** Wie das Nachrichten- und Messamt der Deutschen Industrie mitteilt, entbehrt der in zahlreichen Blättern mitgeteilte Plan einer im Sommer d. J. in Moskau abzuhaltenden Industrienausstellung jeder Grundlage. Das Ausstellungs- und Messamt steht dauernd mit der wissenschaftlich-technischen Abteilung des russischen Volkswirtschaftsrates in Berlin in Verbindung und würde, falls sich irgendwelche Aussichten für das Zustandekommen einer solchen Ausstellung ergeben sollten, sofort Mitteilung davon machen.

**Raucherrinnen im Theater.** Im Nationaltheater in München kam es bei einer Aufführung der „Götterdämmerung“ zu einem großen Skandal. Eine junge Dame hatte sich während des ersten Aktes eine Zigarette angezündet und zu rauchen begonnen. Auf den Protest der Umstehenden mußte die Heldin das Theater verlassen. Bei Beginn des zweiten Aktes ertönte plötzlich der Ruf: „Schierbergeloch hinaus!“ In demselben Augenblick wurden vier Raucherrinnen, die in einer Prozentsumme saßen, von der Polizei hinausgeworfen. Das mögen nette Frauenleute gewesen sein!

**Eine Viehherde verbrannt.** Durch Kurzschluß brach im Kubik des Gutes Schmedshagen bei Straßburg Feuer aus, das schnell um sich griff. Alle Feuerwehren der Um-

## „Wem nie durch Liebe Leid geschah...“

Roman von Erich Grielen.

38

(Nachdruck verboten.)

Dann wieder fiel ihr die Lebensgefährtin, ihre Mitgeschuldige ein — die arme Ella Mensing, die nun die ganze, sicher harte Strafe, allein tragen mußte. Oder würde man Mittel mit ihrer körperlichen Schwäche haben? Würde man sie ruhig sterben lassen in der ihr gewohnten Umgebung der Gefängnismauern?

So vertreibt war Felicie in all diese Gedanken und Zweifel und Befürchtungen, daß sie geradezu auf ein die Straße dahergehendes Auto zulief.

Eine feste Hand riß sie noch im letzten Augenblick hinweg; aber sie war bereits in die Arme gesunken und hatte sich den Fuß leicht verletzt.

Ihr Gebaren, ihr Aussehen, ihre erschütterliche Angst waren so auffällig, daß der Schutzmann sie nach ihrem Namen fragte.

Erneute Angst. Was sagen? War sie nun eigentlich „Ella Mensing“? Oder „Felicie Holm“?

Ihre erschütterliche Berlegenheit machte den Schutzmann stumm.

„Haben Sie einen Ausweis bei sich?“ fuhr er sie scharf an.

Sie nickte und zog ihren Entlassungsschein aus dem Gefängnis hervor.

Der Schutzmann warf einen Blick darauf — und dann auf das bleiche, mit gesenktem Kopf dastehende Mädchen und ihr Bündel. Und er begriff.

„Na, da gehen Sie mal weiter!“ meinte er besänftigt und gab ihr das Papier zurück. „Nur nicht gleich bezweifeln, Kleine! Geben Sie nur acht, daß Sie nicht wieder hineinkommen!“

Ein kleiner Menschenauflauf hatte sich um die beiden gebildet. Man horchte, tuschelte, vermutete. Der Schutzmann trieb die Leute auseinander. Aber Felicie fühlte, als sie langsam, mit schmerzdem Fuß weiterging, wie eine Masse Augen ihr folgten — darunter wenige in Mitleiden oder Teilnahme, fast alle voll Spott, Hohn oder Verachtung.

Und ihr Herz krampfte sich zusammen.

Was war sie fortan? Was konnte sie noch ihrem Kinde sein? Was ihrem Manne? Was überhaupt wieder menschlicher Gesellschaft? Sie, die Strafgefangene, die aus dem Gefängnis geflohen war?

Wohin? Wohin?

Sie kannte ihres Mannes gegenwärtige Adresse nicht. Das letztemal hatte er vom Theater aus geschrieben. Und ihre Mutter hatte aus alter Gewohnheit über ihrem Brief überhaupt keine Adresse vermerkt. Vielleicht war Winfried bereits wieder unterwegs auf Gastspielen? Und wo war ihr Kind? Bei ihm? Oder bei der Großmutter? Oder bei — Starib Arnoldsen?

ein heftiger Schmerz in der Brust zog sie hin, bleiben. Sie schloß, sie mußte irgendwohin, wo sie ausruhen konnte. Aber wohin? Wohin?

Halt! Ins Theater! Dort wird man ihr Auskunft geben. Sie dachte in dem Moment gar nicht daran, da man sie dort erkennen und sich wundern könnte. Da Theater erschien ihr in ihrer Verlassenheit wie ein guter Freund.

Nach bestieg sie die Elektrische und fuhr nach Metropol-Theater.

Es war erst halb zehn Uhr. Die Probe hatte noch nicht begonnen. Sie schlich durch die ihr von früh bekannte, für die Schauspieler bestimmte Seitentür der Bühne.

Das Theater war dunkel und ausgeleert. In ein paar Arbeiter nagelten an einer widerspenstigen Kulisse herum.

Felicie fragte den einen, wo Herr Winfried wohne. Der Mann nahm sich gar nicht die Mühe zu antworten. Doch eine Dame, die sich noch der „ersten Liebhabers“ erkundigte, war nichts Außergewöhnliches.

„Lindenallee 18,“ brummte er und klopfte kräftig auf den Nagel.

„Und Fräulein Sigrid Arnoldsen?“

„Ach.“

„Danke!“

Felicies Stimme klang ganz ruhig. Und doch klopfte ihr Herz zum Zerplatzen. Die Mutter hatte ihr also die Wahrheit geschrieben. Dann war auch alles andere wahr — allmächtiger Gott!

Ihre wiedergewonnene Freiheit erschien ihr nach dieser grausamen Gewissheit wie ein Geschenk des Teufels. Fast sehnte sie sich wieder zurück hinter die düsternen Gefängnismauern — nach ihrer kleinen Zelle — zu der armen, kranken Ella, die gewiß auch nach ihr Sehnsucht empfand —

Den einzigen Lichtpunkt in diesem Dunkel bildete der Gedanke an ihr Kind.

Ach, sehen wollte sie wenigstens ihr Kind! Sein herzliches Lachen hören! Sein weiches Körperchen fühlen!

Was dann kommen würde, wußte sie noch nicht. Aber ihr graute vor der Zukunft.

Die Donnhör schlug zehnmal. Felicie horchte auf. Jetzt mußte die Probe beginnen. Sie trat also wieder Winfried nach Sigrid zuhause an. Nur ihr Kind! Und — vielleicht die Mutter!

Also hin nach der Lindenallee Nr. 18! Es war ein ruhiges Haus, kein moderner Mietpalast, sondern ein villenartiges, zweistöckiges Haus vom alten Schlag, mit einem kleinen Vorgarten und verdeckten Balkons.

Unschlüssig drückte Felicie sich an der anderen Ecke der Straße herum; ihre Augen suchten die Fensterreihen ab, ob vielleicht irgendwo ein blondes Kinderköpfchen austauschen würde. —

Da öffnete sich drüben die Haustür. Eine alte, ganz weißhaarige Frau trat heraus, eine schwarze Einkaufstasche am Arm.

Felicies Herz klopfte zum Zerplatzen — sie erkannte ihre Mutter.

Ein Augenblick war es Felicie, als müßte sie hinzürzen zur Mutter, als müßte sie die Arme um ihren Hals schlingen u. den milden Kopf an ihre Brust legen.

Doch nein! Zuerst zu ihrem Kinde! Unbeeinflusst wollte sie ihr Kind sehen!

So ließ sie die alte Frau, die weder nach links noch rechts blickte, ruhig ihres Weges gehen. Erst als Frau Biesede um die nächste Ecke gebogen war, trat Felicie ins Haus ein.

Ein sauberes Dienstmädchen in buntgeblümtem Rock, ein weißes, gestärktes Häubchen auf dem glattscheitelten, hellblonden Haar, setzte die Treppe.

„Wohnt hier Herr Winfried Holm?“ fragte Felicie die Schlichterin.

„Ja, Fräulein. Eine Treppe links.“

„Ist er zuhause?“

„Nein, Fräulein. Herr Holm hat zu dieser Zeit fast immer Probe.“

„Und Fräulein Arnoldsen? Wohnt sie — wohnt sie — auch eine Treppe?“

Felicie fühlte ihr Herz erstarren bei der Frage.

„Ja,“ erwiderte das Mädchen harmlos. „Eine Treppe rechts.“

„Ist Fräulein Arnoldsen auch in der Probe?“

„Ja, Fräulein. Und Frau Biesede ist auch eben weggegangen, einholen. Sie ist die Großmutter von unserem Kind!“

Bei dem Worte „Kind“ fühlte die arme Mutter einen Stich im Herzen.

Dort, nur eine dünne Wand von ihr getrennt, atmete ein Kind, ihr Augapfel — und sie, die Mutter, stand in eine Bettlerin draußen vor der Tür — eine Unglückliche, Verzweifelte! Eine entsprungene Strafgefangene!

Und wieder stand ihr mit grausamer Deutlichkeit vor Augen, was sie war —

Entehrt — vogelfrei — ausgestoßen aus der ehrbaren menschlichen Gesellschaft.

Und sie warf ihr Bündel auf die Treppe und schlug aufschreiend die Hände vors Gesicht.

Dem Mädchen kam die Fremde unheimlich vor. Es starrte sich an ihr vorbei und wollte die Treppe hinauf. Da fühlte sie sich am Nerven festgehalten.

„Nur noch eine Frage, bitte! Wie geht es dem Kinde?“

„Gut. Es ist ein lieber, kleiner Kerl!“

Das Herz der Mutter frohlockte. Das Mädchen hatte lächelt, als es von dem Kinde sprach. Also eine warm-lächelnde Seele, die das Kind gern hatte! Vielleicht — vielleicht —

Felicie wagte vorerst gar nicht weiterzudenken.